



Elisabeth Loibl

**Tiefenökologie**  
Eine liebevolle Sicht auf die Erde

 oekom

Elisabeth Loibl  
**Tiefenökologie**  
Eine liebevolle Sicht auf die Erde  
ISBN 978-3-86581-694-8  
166 Seiten, 14,8 x 21 cm, 19,95 Euro  
oekom verlag, München 2014  
©oekom verlag 2014  
[www.oekom.de](http://www.oekom.de)

## **Die Subsistenzperspektive: Von der Geldwirtschaft zur Versorgungsökonomie**

Einige Jahre nach Abschluss meines Studiums habe ich eingesehen, die Jahre meiner Ausbildung hatten mich nicht gelehrt, eigenständig zu denken. Die abstrakte, lebensfremde Denkschulung hatte im Gegenteil hohle Gedankengebäude in meinem Kopf gebaut. Ich sollte glauben, alles ließe sich rein mit dem Verstand erklären. Als ich diese Fixierung überwunden (und den Schutt der zusammengestürzten Gedankengebäude weggeräumt) hatte, bin ich zu meinem eigenen Denken vorgedrungen. Dies zeigte sich mir beim Vortrag „Die Zukunft der Arbeit und die Zukunft der Subsistenz“ von Veronika Bennholdt-Thomsen an der Bundesanstalt für Bergbauernfragen in Wien am 4. November 1997. Dadurch lernte ich die Subsistenzperspektive kennen. Endlich spürte ich, die Vortragende lehnt eigenes Denken nicht ab, im Gegenteil, sie verlangt es von ihrem Publikum.

Dazu will ich vorausschicken, ich übersetze mittlerweile das Wort „Subsistenz“ durch „Versorgung“ und bezeichne den Subsistenzansatz bevorzugt als Versorgungsperspektive. Dies deshalb, weil sich dieses Wort für mich stimmiger und leichter verständlich anspürt. Die Bezeichnung „stimmig“ entspricht vielleicht nicht wissenschaftlichen Anforderungen. Doch empfinde ich es als wichtig, Worte in der Art zu wählen, die erstens leicht verständlich sind und zweitens jenes Verständnis hervorrufen, die der Zweck meiner Ausführungen sind. Dabei orientiere ich mich daran, was verstanden wird, wie eingangs erwähnt.

Nachträglich betrachtet, habe ich diesen Vortrag von Veronika Bennholdt-Thomsen eher durch mein Gefühl und meine Erinnerungen verstanden, als mit meinem Verstand. Ich „ahnte“, was sie unter „Subsistenz“ versteht, da ich auf einem „Subsistenzbauernhof“ aufgewachsen bin. Technokratisch gesprochen handelte es sich um einen Nebenerwerbsbetrieb, der von meiner Mutter im Haupterwerb geführt wurde. Sie hat den Fokus – wie für (Klein-) Bäuerinnen üblich – auf die Versorgung unserer Familie gelegt. Hingegen wurde während meines Studiums die (klein)bäuerliche und auf Versorgung ausgerichtete Landbewirtschaftung völlig ignoriert. Im Gegenteil, es wurde mir vermittelt, es handle sich dabei um etwas, das als minderwertig erachtet

wird und das es zu überwinden gilt. Diese teils ausgesprochene, aber überwiegend unausgesprochene Behauptung (weil sie ja nicht Teil des Lehrinhaltes an der Universität war) hat über Jahre meinen Selbstwert untergraben. Ohne mir dessen bewusst zu sein. Denn ich bin unter kleinbäuerlichen Verhältnissen aufgewachsen. Ich habe mich vor jenem Vortrag nie gefragt, woher diese Abwertung kommt. Rätselhaft ist mir, warum ich diese überhebliche, mich und viele andere herabwürdigende Einschätzung geglaubt habe. Obwohl ich mich heute noch darüber freue, während meiner Kindheit und Jugend mit köstlichem und gesundem Essen versorgt worden zu sein. Ich habe Geld nie vermisst, weil ich mit dem, was ich hatte, zufrieden war. Überdies habe ich mich durch unser bäuerliches Leben die meiste Zeit in der Natur aufgehalten. Die positiven Wirkungen auf mein seelisches Wohlbefinden wurden mir erst durch die Tiefenökologie bewusst. Im Lauf der Zeit ist mir klar geworden, ich war seit Jahrzehnten einer Gehirnwäsche ausgesetzt und bin mangels Selbstbewusstsein darauf hereingefallen.

Trotzdem hatte ich mit dem Begriff „Subsistenz“ in öffentlichen Vorträgen wie im privaten Umfeld von Anfang an Schwierigkeiten (vgl. Loibl 2003, S. 5). Vorrangig deshalb, weil das Wort „Subsistenz“ von den meisten Menschen in unseren Breiten mit Kargheit und ständigem Rackern in Verbindung gebracht wird. Die klischeehafte Vorstellung von jenen Menschen, die subsistent leben, ist arm und schrullig, sie sollen zurückgezogen leben, einsam vor sich „hinwurschteln“ oder es wird ihnen gar unterstellt, „ewig-gestrig“ und politisch rechts zu sein.

Oft wird das Wort mit „Sub-Existenz“ assoziiert, mit einer Art von Dasein, das den gängigen Anforderungen an ein zufriedenstellendes Leben nicht gerecht wird. Das ist genau das Gegenteil, wovon wir Vertreterinnen der Subsistenzperspektive reden. Warum also werden wir missverstanden?

Veronika Bennholdt-Thomsen (2007) regte an: Jump out of the picture! Wir sollten aus dem Rahmen vorherrschender Denkweisen springen, wenn wir Subsistenz erklären wollen. Denn diese kann mit herkömmlicher Lehrmeinung und den verbreiteten Ansichten in den meisten Fällen weder erklärt noch verstanden werden.

Die Begründerinnen des Subsistenzansatzes sind neben Veronika Bennholdt-Thomsen Maria Mies und Claudia von Werlhof. Alle drei hatten wegweisende Erfahrungen mit der Subsistenzorientierung der indigenen Bevölkerung in Mexiko, Indien, Costa Rica und Venezuela. In diesen Ländern haben sie gelebt und geforscht. Auch sie hatten in unseren Breiten gewisse Schwierigkeiten mit dem Begriff „Subsistenz“, denn für die meisten war

Subsistenz lediglich etwas für die „unterentwickelten“ Länder des Südens. Warum sie trotz aller Widrigkeiten beim Begriff „Subsistenz“ geblieben sind, beschreiben Bennholdt-Thomsen und Mies (1997, S. 25f) folgendermaßen: Sie „wissen, er ist sperrig, nicht leicht und flott“. Sie begrüßen es, wenn es einer Erklärung bedarf, weil sie verhindern wollen, „dass er bald wie viele neue Plastikwörter (z.B. Nachhaltigkeit) wie Kleingeld gehandelt und von den Feinden der Subsistenz für ihre Zwecke kooptiert [übernommen und missbräuchlich verwendet] werden kann.“ Einer der Gründe für die Beibehaltung des Begriffes Subsistenz ist für Bennholdt-Thomsen und Mies die Tatsache, er drückt „am umfassendsten all das aus, was wir von einer anderen Gesellschaftsorientierung erwarten: Freiheit, Glück, Selbstbestimmung innerhalb des Reichs der Notwendigkeiten. [...] Der Begriff Selbstversorgung ist u.E. viel zu begrenzt, denn er bezieht sich nur auf die ökonomische Dimension. Subsistenz [hingegen] umfasst Begriffe wie Moral Economy oder [...] eine Lebensweise in allen Dimensionen: Wirtschaft, Kultur, Gesellschaft, Politik, Sprache usw., die nicht mehr voneinander getrennt sind.“

Natürlich stimme ich mit diesen Argumenten überein. Es fällt mir allerdings schwer, wenn ich ein Wort wie ein Fremdwort erklären muss, es jedoch etwas beschreibt, das mir am Herzen liegt. Und: Im Gegensatz zu meinen geistigen Müttern glaube ich nicht, der Begriff „Subsistenz wird in allen modernen Sprachen gebraucht und genauso verstanden wie im Deutschen“ (ebd.), jedenfalls nicht im österreichischen Deutsch. Beispielsweise wird unter Wikipedia zur Worterklärung von Subsistenzwirtschaft angeführt, ein auf Selbstversorgung beruhendes Wirtschaftssystem<sup>24</sup>. Daher verstehen die meisten unter Subsistenz lediglich die Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln, deren alleiniger Fokus für viele berechtigterweise keine Zukunft hat. So auch für uns Vertreterinnen der Subsistenzperspektive.

Es geht in der Versorgungsorientierung primär darum, den Blick auf die Versorgung der Menschen im persönlichen Umfeld zu richten – statt auf die Erwirtschaftung von Geld und die damit einhergehende Zerstörung sozialer wie ökologischer Gefüge. Diesen Perspektivenwandel zu erwirken, hat von Veronika Bennholdt-Thomsen, Maria Mies und Claudia von Werlhof einen sehr hohen Einsatz gefordert. Eine wirtschaftliche Orientierung gegen den Mainstream der Marktorientierung durchzusetzen, war nur möglich, weil sie sich mit Leib und Seele dafür eingesetzt haben. Durch ihre Lebensumstände, in denen sie aufgewachsen sind, wird ihr Engagement teilweise erklärt, wie Maria Mies (2008, S. 11f) dies in ihrer Autobiografie beschreibt: „Bei all meinem Hinausstürmen in die Welt habe ich jedoch nie vergessen, woher ich

kam: aus einem Bauernhaus in einem kleinen Dorf. Das gab mir nicht nur die notwendige Bodenhaftung, sondern bewahrte mich auch vor allzu luftiger Romantik und weltfremden Idealismus. Ich weiß, dass die Nahrung nicht aus dem Supermarkt kommt, sondern aus der Erde. Diese Herkunft hat mich gegen die Versprechungen der Industriegesellschaft und des Kapitalismus immun gemacht. Sie schaffen nirgendwo ein ‚Gutes Leben‘, weder im globalisierten Dorf noch in der globalisierten Welt. Mein Leben hat mich gelehrt, dass die Subsistenz auf dem Dorf und in der Welt heute wahrscheinlich die einzige Hoffnung ist, das weitere Leben auf diesem Planeten zu erhalten.“

Die harte Arbeit gegen den Mainstream hat sich gelohnt, denn inzwischen gibt es immer mehr vor allem junge Menschen, die in der Subsistenzperspektive einen Lösungsweg aus unserer umfassenden Krise sehen. Sie setzen Subsistenz gleich mit Widerstand („Subsistence is Resistance“) gegen die zerstörerische Wirtschaftsordnung. Viele junge Menschen sind heute auf der Suche nach einem Bauernhof, den sie bewirtschaften und durch den sie sich selbst mit gesunden Lebensmitteln versorgen wollen. Im Rahmen des Projektes „Ich habe mir meine Erben selbst gesucht. Höfe neu beleben. Möglichkeiten eines Einstiegs in die Landwirtschaft“ sollen Bauern und Bäuerinnen ohne Hofnachfolger(in) mit jungen Menschen zusammengebracht werden, die sich auf der Suche nach einem Hof befinden.<sup>25</sup> (vgl. Heistinge/Klein 2011)

Für jene jedoch, in deren Assoziationskette der Begriff Subsistenz mit Armut oder gar eine „romantische Rückkehr in die gute, alte Zeit“ in Verbindung gebracht wird, hat sich meine Wortwahl „Versorgungsperspektive“ als passender herausgestellt. Denn ich erlebe immer wieder während meiner Vorträge, wie sehr der Blickwinkel auf die gegenseitige Versorgung und Fürsorge für Mensch und Natur vielen am Herzen liegt.

Bereits in meiner ersten Studie, die ich unter der Subsistenzperspektive durchgeführt habe (Loibl 2003), habe ich die Subsistenzarbeit mit Versorgungsarbeit übersetzt. Gemeint sind mit dem einen wie mit dem anderen Begriff alle Arbeiten in Haushalt und Familie, die Pflege von Beziehungen und gemeinschaftliche Aktivitäten, um für all das zu sorgen, was wirklich im täglichen Leben gebraucht wird. Es geht dabei nicht nur um das Essen, die frische Wäsche und eine gemütliche Wohnung. Wir brauchen als Gemeinschaftswesen vor allem Zuwendung und das Gefühl, gebraucht zu werden (Manitonquat 2013).

Da ich von einem ganzheitlichen Ansatz ausgehe, spalte ich die verschiedenen Belange des Lebens wie Bennholdt-Thomsen und Mies (1997, S. 25)

ebenfalls nicht auf. Wenn ich von Versorgungsperspektive spreche, so verstehe ich darunter ebenso eine „Moral Economy“ und eine „Lebensweise in allen Dimensionen“, die im Blick auf die Versorgung der Gemeinschaft ihren Ausgangspunkt findet. Mit dem Fokus auf die Versorgung („was kann ich für dich/euch tun?“) wird an das Wesentliche gedacht und entsprechend fürsorglich gehandelt. Davon gehe ich jedenfalls aus.

Die Versorgung wird von mir nicht auf die begrifflich bestimmte Selbstversorgung begrenzt, die auf einem Bauernhof inklusive Handwerksstätten stattfinden kann. Selbstversorgung umfasst lediglich „eine autonome, von anderen Personen, Gemeinschaften, Institutionen oder Staaten unabhängige Lebensführung bzw. Wirtschaftsweise“<sup>26</sup>. Damit ist gemeint, Menschen versorgen sich mit allem selbst, was sie zum täglichen Leben brauchen. Auch wenn sich der Subsistenzansatz nicht darauf eingrenzen lässt, ist dies eines unserer zentralen Anliegen. Es geht darum, alles, was wir für ein gutes Leben als notwendig erachten, entweder selbst zu produzieren, zur Verfügung zu stellen oder wenigstens eine Beziehung zu jenen Menschen zu haben, die all das herstellen, was ich im Alltag brauche. Dabei ist jedoch zu bedenken, Subsistenz wie Versorgung geht weit darüber hinaus.

„Versorgen“ beinhaltet das Wort Sorge, das ausdrückt, um jemanden (Kinder, Partner und Partnerinnen, Freundinnen und Freunde, Eltern, Tiere, Pflanzen, die Natur, ...) Sorge zu tragen. Fürsorgliches Verhalten setzt immer das Verantwortungsbewusstsein sich selbst und anderen gegenüber voraus. Es geht darum, mit Verständnis (und nicht mit Abwehr aufgrund von Zeitmangel und Stress) auf die Bedürfnisse anderer zu reagieren und diese, soweit es möglich ist, zu erfüllen.

Wenn ich „Subsistenz“ als „Versorgung“ bezeichne, geht es mir lediglich um eine verbale, nicht jedoch um eine inhaltliche Unterscheidung. Ich bin den Wegbereiterinnen des Subsistenzansatzes sehr dankbar, da ihre Perspektive mir bereichernde geistige Dimensionen wie auch praktische Möglichkeiten eröffnet hat. Beispielsweise habe ich durch meine Befassung mit dem Thema Subsistenz die Studie „Das Brot der Zuversicht“ (Loibl 2003) mittels teilnehmender Beobachtung durchgeführt. Das bedeutet, ich habe auf verschiedenen Biohöfen gelebt und gearbeitet, mit der Bäuerin, dem Bauern, den Familienangehörigen und Bekannten gesprochen, Eindrücke gesammelt und aufgrund dessen den Hof und die Menschen beschrieben. Daraus entstand die Idee, als freiwillige Helferin auf Biohöfen zu leben und zu arbeiten.

Entsprechend meiner Werthaltung will ich in diesem Sinne Veronika Bennholdt-Thomsen, Maria Mies und Claudia von Werlhof meine Wert-

schätzung aussprechen für ihre geistreichen, tabubrechenden wissenschaftlichen Ansätze und für ihr Durchhaltevermögen. Der folgende Abschnitt befasst sich mit den Grundlagen der Subsistenzperspektive.

## Der Subsistenzansatz

Die Begründerinnen der Subsistenzperspektive engagierten sich ab Anfang der 1970er Jahre in der Frauenbewegung vor dem Hintergrund ihrer langjährigen Erfahrungen in verschiedenen Ländern des Südens: in Indien, Costa Rica/San Salvador, Venezuela und Mexiko (Bennholdt-Thomsen/Mies 1997, S. 14ff). Darüber hinaus entdeckten sie im Werk von Rosa Luxemburg eine plausible Erklärung, warum der Kapitalismus „nicht-kapitalistische“ Gesellschaftsschichten braucht, um die Kapitalakkumulation aufrechtzuerhalten. Gleichzeitig wird die „nicht-kapitalistische“ Produktion für die Versorgung zerstört. Dies stellt bis heute die Grundvoraussetzung für die Kapitalakkumulation dar, für das, was gemeinhin als „Wirtschaftswachstum“ bezeichnet wird. Rosa Luxemburg hatte lediglich die Unterwerfung und Ausbeutung der bäuerlich-handwerklichen Wirtschaft der Kolonien als Voraussetzung des Kapitalismus (der industriellen Wachstumsökonomie) betrachtet. Hingegen bezogen die Bielefelder<sup>27</sup> Soziologinnen die Hausarbeit in den Industrieländern und das Wirtschaften marginalisierter Bevölkerungsgruppen in aller Welt mit ein. Das Gemeinsame derart unterschiedlicher Produktionsverhältnisse wie die Arbeit einer Hausfrau in Deutschland und einer Subsistenzbäuerin im Himalaja oder eines Kleinbauern in Mexiko fassten sie in zwei Punkten zusammen:

1. Diesen Produzentinnen und Produzenten geht es um die Herstellung und Erhaltung der unmittelbaren Lebensmittel und des Lebens. Es geht nicht um Gelderwerb, um damit Lebensmittel kaufen zu können.

2. Diese Subsistenzproduzent(innen) leben nicht in einer vorkapitalistischen oder nicht-kapitalistischen Welt [...], ihre Arbeit wird ebenfalls vom Kapital ausgebeutet – nicht über den Lohn, sondern über ihr Produkt, das ihnen abgenommen oder sehr schlecht bezahlt wird. (Bennholdt-Thomsen/Mies 1997, S. 15)

Die Weltmarktprodukte aus den Ländern des Südens, die in den Supermärkten der Industrienationen verkauft werden, richten verheerende Schäden an den natürlichen Lebensgrundlagen in diesen Ländern an. Für Palmplantagen zur Herstellung von Palmöl werden riesige Flächen Regenwald gefällt. Den Aquakulturen für Shrimps und Lachs wurden beispielsweise in

Ecuador bereits im Jahr 2000 mehr als 70 Prozent der heimischen Mangrovenwälder „geopfert“ (Loibl 2001, S. 12). Durch den großflächigen Anbau von Futtermitteln, Baumwolle und Getreide für den Weltmarkt in Lateinamerika, Afrika und Asien fehlt den Menschen der Boden, damit sie sich selbst ausreichend ernähren können.

In einer Untersuchung über Heimarbeit von Frauen in Indien entdeckte Maria Mies (Bennholdt-Thomsen/Mies 1997, S. 16) den „Prozess der Hausfrauisierung“. Dadurch wird Frauenarbeit in der industriellen Wirtschaftsweise generell unsichtbar und daher unbegrenzt ausbeutbar gemacht. Dabei geht es nicht nur um die „Nur-Hausfrauen“ in den Industrieländern, sondern auch um die Arbeit der Heim- und Landarbeiterinnen, Bäuerinnen, Kleinhändlerinnen und Fabrikarbeiterinnen im Süden.

Die drei Begründerinnen der Subsistenzperspektive kamen zu der Erkenntnis, die industrielle Wirtschaftsweise beutet weit mehr aus als nur das Lohnarbeitsverhältnis. Dadurch geht es qualitativ um weit mehr, als bis dahin von Marxisten und Marxistinnen wie auch von Liberalen angenommen worden war.

## **Shopping Malls statt Greißlerin**

Durch das Bild der abstrakten Marktmechanismen („invisible hand“), ist in unseren Breiten der Markt kein lokaler Handlungsort mehr. Tatsächlich ist er unsichtbar geworden, auch wenn der „Markt“ wie eine „sichtbare Faust“ wirkt (Werlhof/Bennholdt-Thomsen/Faraclas 2003, S. 10). Durch die Liberalisierung der Märkte im Rahmen der neoliberalen Ökonomie wurden und werden konkrete Märkte tatsächlich zerstört. Dabei hat es sich vor allem um Frauenmärkte gehandelt. So hat die Supermarktglobalisierung den Einzelhandel im Nahrungsmittelbereich zerstört. Das bedeutet, es sind im Besonderen die Arbeitsplätze von Einzelhändlerinnen abhandengekommen (Bennholdt-Thomsen/Mies 1997, S. 134). Früher wurde der Einzelhandel von Frauen und Männern betrieben, die entweder im Dorf oder im Stadtviertel bekannt waren. Das „Geschäft“ im Dorf war immer auch ein Ort des sozialen Austausches. Die Greißlerin wusste über alles und alle Bescheid, sie war „Zeitung und Kummerkasten in einem“. Markt und Handel waren immer Orte der menschlichen Begegnung. Kein Wunder, wenn alte Menschen heutzutage umso mehr vereinsamen, da Begegnungsorte wie diese in weiten Teilen der industriellen Welt nicht mehr vorhanden sind. Zum Teil nicht einmal mehr in den ländlichen Regionen. Der Einkauf in anonymen Supermärkten

und seelenlosen Einkaufszentren (Shopping Malls) wird immer mehr als selbstverständlich angesehen.

Dabei beruht der wirtschaftliche Wandel zu einem erheblichen Teil auf Entscheidungen und Prioritätensetzungen von Seiten der Politik und Administration (Bennholdt-Thomsen 1999, S. 2). Es wird immer wieder argumentiert, es müssten Arbeitsplätze geschaffen werden. Doch wird dabei nicht bedacht (oder nicht zugegeben), wie viele Arbeitsplätze dadurch verloren gehen, wenn neoliberale Strukturen geschaffen werden. Abertausende Gewerbetreibende, Selbständige und natürlich Bäuerinnen und Bauern haben in den vergangenen Jahrzehnten ihren Arbeits- und Lebensplatz verloren, weil sie in finanzieller Hinsicht (!) nicht länger von ihrer Arbeit am Betrieb und mit ihrem Fokus auf die unmittelbare Versorgung leben können.

In Deutschland standen 1995 achtzehn Millionen Arbeitslosen einer ebenso großen errechneten Zahl von Bauern und Bäuerinnen gegenüber, die seit den 1950er Jahren nicht mehr Landwirtschaft betreiben und einer Erwerbsarbeit nachgehen, um Geld zu verdienen. Das Rechtfertigungsargument, der „Strukturwandel“ (die Stilllegung von Bauernhöfen) würde Arbeitsplätze schaffen, läuft damit ins Leere.

## Ökofeminismus

Die Vertreterinnen der Subsistenzperspektive werden als Ökofeministinnen bezeichnet. Maria Mies und Vandana Shiva (1995) sind Verfasserinnen des Buches „Ökofeminismus. Beiträge zur Praxis und Theorie“.

Die Ökofeministinnen erkannten bereits zu Beginn der Ökobewegung während der 1970er Jahre: Die Ausbeutung der Leben schaffenden und Leben erhaltenden Arbeit der Frauen wie auch der Kleinbauern und Kleinbäuerinnen verläuft nach dem gleichen Muster, wie die Natur als Ressource seit Jahrhunderten ausgebeutet wird. Aus diesem Grund liegt der Schluss nahe, der Umgang mit der Natur hängt maßgeblich von der Stellung der Frau in einer Gesellschaft ab. Es ist durchwegs zu beobachten, Menschen in Kulturen, in denen Frauen eine angesehene und bestimmende Position einnehmen, gehen sorgsam mit der Natur um. Sie sind dabei auf künftige Generationen ausgerichtet und achten „Mutter Erde“. Hingegen ist in Dominanzgesellschaften das Mittel zur Herstellung und Erhaltung eines Ausbeutungsverhältnisses die Gewalt. Dabei ist es unwesentlich, ob es sich um Arbeitskräfte, die Natur oder um Menschen handelt, die die Versorgungsarbeit leisten. Die Gaben der Natur werden als „freies Gut“ angesehen. Daher kann sich unser Industrie-

system natürliche Ressourcen ebenso selbstverständlich aneignen wie die Schaffung und Erhaltung von Leben durch Frauen. „Diese Analyse war der Schlüssel, der uns eine neue Sicht sowohl auf das Mann-Frau-Verhältnis wie auch auf das Mensch-Natur-Verhältnis im Industriesystem eröffnete.“ (Bennholdt-Thomsen/Mies 1997, S. 16)

Aus dieser Analyse heraus bezeichneten die Ökofeministinnen die Natur, die Frauen und die Länder des Südens als „Kolonien des Weißen Mannes“ (vgl. Bennholdt-Thomsen/Mies/Werlhof 1983/1992). Mit diesem Ansatz wurde eine Brücke geschlagen von der Frauenfrage zur Ökologiebewegung und zu den Belangen der Länder des Südens.

Dadurch ist es nicht weiter verwunderlich, wenn die Vertreterinnen der Subsistenzperspektive unter den ersten waren, die die „neoliberale Globalisierung“<sup>28</sup> kritisiert haben (vgl. Bennholdt-Thomsen 2010, Mies 2001a-c, Bennholdt-Thomsen/Faraclas/Werlhof 2001, Mies/Werlhof 1998). Durch die jahrelangen eingehenden Analysen der internationalen Wirtschaftsverhältnisse, wird die neoliberale Ökonomie aus unserer Perspektive als eine Fortsetzung des Kolonialismus betrachtet. Im Gegensatz zur offenen Unterwerfung und Ausbeutung wird diese jedoch unter einem demokratischen Mäntelchen oder dem so genannten „Recht des Stärkeren“ versteckt. Schlimmer noch: Es wird so getan, als könne niemand etwas gegen die „Gesetze des Marktes“ oder unseren Fokus auf die Erwirtschaftung von Geld tun. Dies gilt als eine Art Naturgesetz. Ist jedoch ein gesellschaftlicher Glaubenssatz. Derlei „Gehirnwäsche“ (Veronika Bennholdt-Thomsen) zu durchschauen und allgemein verständlich zu machen, ist uns Vertreterinnen der Subsistenzperspektive ein zentrales Anliegen.

Vandana Shiva (2009) vertritt die Ansicht, es könne nur entweder einen freien Markt oder eine freie Gesellschaft geben. Denn es sind entweder die Menschen frei oder der Markt ist es. Dabei ist mir wichtig, zu erkennen, der Markt, der so vieles zu diktieren scheint, ist von Menschenhand eingerichtet worden. Das wissen vor allem Frauen, in deren fleißigen Händen die Versorgung ihrer Familie liegt. Daher kommt der Widerstand gegen den Freihandel überall auf der Welt immer wieder von Frauen. „Erinnern wir uns“, schreiben Bennholdt-Thomsen/Mies (1997, S. 132), „es waren die Marktfrauen, die die Bastille gestürmt haben und die Brotaufstände der französischen Revolution anführten.“

Auch im 20. Jahrhundert fanden massive Proteste von Frauen gegen die Unmenschlichkeit des Weltmarktes statt. Während der 1980er Jahre haben Kenianerinnen die Kaffeeproduktion für den Weltmarkt verweigert. Sie ha-

ben Kaffeestaude ausgerissen, deren Früchte am Weltmarkt verkauft werden sollten, um auf den eigenen Flächen wieder Nahrung für ihre Familien und den lokalen Handel anzubauen (vgl. Turner/Brownhill 2003).

Die Marktfrauen von Juchitan haben wiederholt Angriffe der NAFTA, des nordamerikanischen Freihandelsabkommens, abgewehrt (vgl. Bennholdt-Thomsen 1994, S. 38ff). Frauen in Nigeria haben sich gegen Ölmultis zur Wehr gesetzt in einer Protestbewegung gegen die ökologische und ökonomische Zerstörung (vgl. Bennholdt-Thomsen, Mies 1997, S. 133f). Sie haben dafür nicht Verhandlungen eingesetzt, auch haben sie keine Vertreterinnen geschickt, die mit Vertretern der Konzerne verhandelt hätten. Sie blieben zusammen, haben sich ausgezogen und damit die Polizei und Erdöl Ingenieure beschämt. Frauen, die gegen die Plünderung ihrer Lebensgrundlagen Widerstand leisten, „wissen, fühlen, dass es keinen globalen Markt geben kann, erst recht keinen Markt, der global für die lokale Subsistenz sorgen kann.“ (Bennholdt-Thomsen/Mies 1997, S. 134)

Unsere arbeitsteilige, auf Gelderwerb ausgerichtete Welt führt in die Entfremdung, in die Beziehungslosigkeit. Im Lauf der Zeit nehmen wir eine Reihe von psychischen Erkrankungen in Kauf (, Burnout, Sucht, Depressionen Panikattacken etc.), weil das System nicht veränderbar scheint. Der unheilvolle Kreislauf setzt sich fort, weil kranke Menschen sich nicht um den Zustand der Erde kümmern (können). Die Zerstörung, die wir am eigenen Leib erfahren, geben wir mittelbar oder unmittelbar an die Natur weiter.

Durch die Kommerzialisierung allen Lebens haben viele von uns die Beziehung zur Natur und zu anderen Menschen verloren. Unser Alltag ist bis an den Rand angefüllt mit mehr oder weniger sinnlosen Tätigkeiten, die sich überwiegend um das Geldverdienen drehen. Dadurch ist es oft nicht mehr möglich, uns um unser Wohlergehen zu kümmern. In diesem Sinne hat bereits Mitte des 19. Jahrhunderts Häuptling Seattle über die Gesellschaft des „Weißen Mannes“ gesagt (zit. nach Macy/ Brown 2007, S. 234f): „Er behandelt seine Mutter, die Erde, und seinen Bruder, den Himmel, wie Dinge zum Kaufen, Plündern und zum Verkaufen wie Schafe oder glänzende Perlen. Sein Hunger wird die Erde verschlingen und nichts zurücklassen als eine Wüste.“

Um diese „Verwüstung“ abzuwenden, setzt die Subsistenzperspektive (wie zum Teil auch der Weltagrarbericht) auf die Bewirtschaftung kleiner landwirtschaftlicher Höfe. Sie ist die Grundvoraussetzung lokaler Versorgung. Es scheint – so die Annahme – als ob nur durch eine lokale und regionale Produktion und Vermarktung (respektive Tausch) eine „enkeltaugliche“

(OYA Mai/Juni 2014) Versorgung der Bevölkerung sichergestellt werden kann<sup>29</sup>.

Um diese in einem anderen Licht darzustellen, bedarf es einer neuen, enkel- und gemeinschaftstauglichen Definition von bäuerlicher Versorgungswirtschaft. Dafür ist jedoch vorerst eine Definition von „bäuerlich“ erforderlich. Denn diese Bezeichnung unterliegt den politischen Gewogenheiten, dem Zeitgeist wie auch den eigenen Erfahrungen.

## **Was verstehen wir unter „bäuerlich“?**

Selbst Bauern und Bäuerinnen verstehen oft unter dem Begriff „bäuerlich“ etwas völlig anderes als wir Vertreterinnen der Subsistenzperspektive. So weist beispielsweise der Biobauer und Absolvent der Universität für Bodenkultur, Fritz Humer, aus Oberösterreich auf seinen erfahrenen Widerspruch hin: „Bei uns im Dorf waren unten [im Tal] die Bauern, oben [am Berg] die Kleinhäusler.“ Bei den Kleinhäuslerfamilien ging der Mann einer Erwerbsarbeit nach, die Frau hatte eine Geiß (eine Ziege) und einen Garten. Mit dem darin produzierten Gemüse und Obst versorgte sie ihre Familie. „Die [Groß]Bauern haben [hingegen] für den Markt produziert. Die werden von der Agrarverwaltung beachtet.“ Wie Humer hier andeutet, ist ein Umstand besonders zu beachten: Agrarpolitik und agrarindustrielle Produktion richten sich an Großbauern und Adelige mit umfangreichem Grundbesitz. Sie sind mehr oder weniger ausschließlich für jene vorgesehen, die bereits seit Generationen für den Markt produzieren, um die Menschen in Städten zu ernähren. Die Abkehr von der Versorgung der eigenen Familie geht heutzutage zum Teil sogar soweit, dass agrarindustrielle Produzenten den Eigenbedarf entweder separat produzieren oder im Supermarkt einkaufen.

Vor der Zeit des großen „Agrarstrukturwandels“ nach dem Zweiten Weltkrieg hat die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung (klein)bäuerlich gewirtschaftet. Das bedeutet, die Produktion von Lebensmitteln war auf die Versorgung der eigenen Familien und des lokalen Umfeldes ausgerichtet. Dieser Umstand hat es ermöglicht, dass die Mehrheit der ländlichen Bevölkerung in Europa während der beiden Weltkriege kaum Hunger gelitten hat. Ich stamme aus einem Dorf, das ungefähr hundert Kilometer südlich von Wien liegt. Meine Großmutter hat mir erzählt, unzählige Wienerinnen und Wiener wie auch Menschen von anderen Städten seien auf ihren Hof gekommen, um ein paar Kartoffeln, Eier und Brot zu erbetteln. Aufgrund

dieses Hungerleidens in den Städten wurde während der Nachkriegszeit eine Agrarpolitik durchgesetzt, die agrarindustrielle Betriebe fördert und Bäuerinnen und Bauern kleinerer Höfe über kurz oder lang zwingt, mit der Landbewirtschaftung aufzuhören. Dadurch lösen sich seit Jahrzehnten historisch gewachsene Versorgungsstrukturen und die lokale Ökonomie auf dem Land auf (vgl. Müller 1997).

Früher wurden nur Großbauern als „Bauern“ bezeichnet und angesehen. Es handelt sich dabei um eine gesellschaftliche Stellung, die nicht unbedingt ausschließlich mit der Tätigkeit zu tun hat.

Meine Großeltern väterlicherseits haben ausnahmslos von der Landwirtschaft gelebt. Wie bereits Generationen vor ihnen. Wein war ihr Produkt, das heute als Cash-Crop bezeichnet werden würde. Den haben sie in kleinen Fässern verkauft und damit Geld verdient, um ihre Steuern und sonstige Ausgaben zu bezahlen. Doch war es meiner Großmutter wichtig, sich nicht als Bäuerin zu bezeichnen: „Wir sind nur Hofstadler, keine Bauern.“ Ich gehe davon aus, dies ist die burgenländische Bezeichnung für Kleinbäuerinnen und –bauern. Vergleichbar mit der englischen Bezeichnung „peasant“ im Gegensatz zu „farmer“. Bauern waren in unserem Dorf überwiegend nur jene Familien, die in der Herrengasse angesiedelt waren. Sie sitzen und saßen im Gemeinderat und bestimmten und gestalteten auf vielerlei Arten das Leben im Dorf. Hingegen mussten viele mit nur wenig Land froh sein, sich und ihre Kinder davon ernähren zu können. In diesen Familien haben die Männer, oft auch die Frauen ein Handwerk ausgeübt. Wie viele Bauernkinder seiner Generation entschied sich mein Vater während der 1950er Jahre, ein Handwerk zu erlernen und Geld außerhalb der Landwirtschaft zu verdienen. Damals hat der Wandel von der Versorgungshin zur Geldorientierung in weiten Teilen des mehr und mehr industrialisierten Europa nach dem Zweiten Weltkrieg begonnen.

Das Wort „bäuerlich“ wurde ab dieser Zeit mit einem gewissen Nase-rümpfen geäußert. Geschürt wurde dies durch die gesellschaftliche Propaganda, das Leben auf (kleinen) Bauernhöfen sei rückständig. Viele waren und sind peinlich berührt, wenn sie auf ihre bäuerliche Herkunft angesprochen werden. Wer den Weg in die Stadt und in einen lukrativen Job geschafft hat, will die eigenen Wurzeln, die anfänglich auf einem Bauernhof gewachsen sind, verleugnen oder fängt umgekehrt an, bäuerliches Leben und Wirtschaften zu romantisieren. Natürlich gibt es auf der anderen Seite auch viele, die sich der positiven Auswirkungen und der reichhaltigen Erfahrungen einer Kindheit auf einem Bauernhof bewusst sind. Im Gegensatz

zur rationalen Denkschulung wird hier gelernt, was auch praktisch nachvollziehbar ist. Bauernkinder wurden seit jeher in den Arbeitsprozess eingebunden. Sie lernten die Tätigkeiten auszuführen, Verantwortung zu übernehmen, für die Familiengemeinschaft etwas zu tun, Disziplin und Ausdauer. Natürlich gab und gibt es die Ausbeutung der Kinder. Doch die angelernten Fertigkeiten haben vielen später sehr genützt. Hinzu kommt: Kinder, die auf dem Land aufwachsen, halten – oder besser gesagt: hielten – sich die meiste Zeit in der freien Natur auf. Dieser Umstand dient sowohl der physischen wie auch der psychischen Gesundheit.

Durch den bewährten Dominanzmechanismus „teile und herrsche“ wurden tiefe gesellschaftliche Gräben aufgerissen, worunter der Begriff „bäuerlich“ bis heute leidet. Bäuerinnen und Bauern wurden beispielsweise historisch immer wieder gegen revolutionäre Bewegungen aufgehetzt. „Linke“ und „Revoluzzer“ wurden diskreditiert und zum Feind erklärt. Daher ist es nicht verwunderlich, wenn die internationale Sozialdemokratie in allen anderen Klassen als der Arbeiterklasse „eine reaktionäre Masse“ gesehen hat (Krammer/Rohrmoser 2012, S. 96).

Manche assoziieren mit dem Begriff „bäuerlich“ das patriarchale Verhalten von Großbauern. Daher gibt es oft Verständigungsschwierigkeiten, wenn unter „bäuerlich“ beispielsweise jemand die Bilder einer Großbauernfamilie mit einem dominanten Bauern vor Augen hat. Wir Vertreterinnen der Subsistenzperspektive gehen jedoch von kleinen Bauernhöfen aus und sprechen von Verhältnissen, die auf gegenseitige Versorgung und lokale Ökonomie ausgerichtet sind.

Historisch betrachtet, führte unter gewissen Umständen der Rückzug der Industrie zu einer Reagrarisierung. Beispielsweise in Landstrichen des deutschen Mittelgebirges, in Bayern und Österreich im 19. Jahrhundert. (1848 wurden die Zunftgesetze aufgehoben. Dieser Umstand ermöglichte es Industriellen, ihre Betriebsanlagen in Städten zu errichten). Diese Reagrarisierung schuf jene markt- und wachstumsorientierten Vollerwerbsbauern, die wir heute als „den Bauern“ in unseren Köpfen haben. Mit bäuerlicher Wirtschaftsweise nach Tschajanov haben diese jedoch kaum etwas zu tun.

Für die meisten Menschen auf dem Land war bestimmend, eine eigenständige Lebensweise zu führen, die Tschajanov die bäuerliche Lebensweise nennt. Deren Hauptorientierung lag und liegt in der Eigenversorgung, in eigenen Lebens- und Arbeitsrhythmen (Meyer-Renschhausen, Holl 2000, S. 12). Tschajanov (1923, S. 67) ging sogar noch weiter, indem er die bäuer-

liche Tätigkeit als „in ihrem Wesen radikal von der kapitalistischen Wirtschaft verschieden“ bezeichnet. Ihr liegt eine „ganz andersartige Auffassung von der Vorteilhaftigkeit und eine ganz andere Art des Rechnens“ zugrunde. Sie folgt einer Rationalität, die nicht an Wachstum und Förderungsoptimum, sondern an Erhalt, nicht an effizienter Nutzung von freier Zeit, sondern an Kooperation mit den Zyklen der Natur orientiert ist.

Da bäuerliches Wirtschaften auf das Notwendige und Beständige ausgerichtet ist, kann es weder auf dominanten Verhältnissen beruhen noch an Gewinnmaximierung orientiert sein. Das Notwendige dreht sich vordringlich um die tägliche und unmittelbare Versorgung der eigenen Familie, des lokalen und regionalen Umfeldes mit gesunden Lebensmitteln und was immer im Alltag gebraucht wird.

Bäuerliche Landwirtschaft ist daher eine eigenständige Art zu wirtschaften mit einer eigenen sozialen und kulturellen Logik. Würde die Gewinnorientierung im Vordergrund stehen, wäre dies ein Widerspruch in sich. Es wird nicht (primär) Wachstum angestrebt, sondern mit den vorhandenen Gegebenheiten gewirtschaftet. Die Priorität wird auf das Überdauern des Bestehenden gesetzt, ökonomisch wie sozial (Tschajanov 1923, zit. n. Bennholdt-Thomsen/Mies 1997, S. 98). In dieser Wirtschaftsweise werden Investitionen für arbeits erleichternde Technik möglichst gering gehalten. Es wird nicht investiert mit dem Ziel, den Gewinn zu maximieren. Der Einsatz von Technik und die Inanspruchnahme von Krediten sind maßvoll. Dabei wird vermieden, dass Maschinen und Geräte von bäuerlichem Tun entfremden und dass die meiste Zeit dafür gearbeitet werden muss, um die Raten für deren Anschaffungskosten zurückzahlen zu können.

Trotz Industrialisierung und Kapitalisierung der Landwirtschaft beruht sie nach wie vor auf unseren natürlichen Lebensgrundlagen. Diese sind begrenzt und daher nicht geeignet, in einem System des grenzenlosen Wirtschaftswachstums verbraucht zu werden. Aufgrund gängiger Lehrmeinung an landwirtschaftlichen Schulen und Hochschulen wird dies jedoch nicht berücksichtigt. Doch wir können uns auf Dauer nicht leisten, die Natur (Boden, Wasser, Tiere und Pflanzen) darauf zu reduzieren, uns als Ressourcen zur Verfügung zu stehen, aus denen wir handelbare Waren erzeugen. Wenn wir unsere Haltung verändern und feststellen, es ist die Natur, die uns großzügig mit ihren Gaben beschenkt, werden wir erkennen, wir können alle gut davon leben. Geld spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Dies wäre ein erster Schritt, den Fokus wieder mehr auf die Versorgung zu richten.

Die gesellschaftlichen Vorgaben, dass auf Gelderwerb ausgerichtet gewirtschaftet werden soll, sind für viele Bäuerinnen und Bauern nicht stimmig. Aufgrund der allgemeinen Einstellung meinen sie jedoch, nicht anders handeln zu können. Ich vermute, dass gesellschaftliche Glaubenssätze in ein derartiges Dilemma führen: Wirtschafte ich in einer Art, wie ich gerne wirtschaften würde, kann ich davon finanziell nicht leben. Wirtschafte ich, wie mir vorgegeben wird, handle ich wider besseres Wissen und Gewissen. So oder so ähnlich könnte ein derartiges Dilemma lauten. In der Studie „Ohne Wirtschaft keine Menschen“ haben die Soziologinnen Bennholdt-Thomsen, Baier und Holzer (2005, S. 44) festgestellt, viele Bauern scheinen zu glauben, „es sei richtig, das Falsche zu tun“. Der Mangel an kreativem wie eigenständigem Denken bindet die fleißigen Hände an Handlungsvorgaben, die innerlich verneint werden. Ist es dann verwunderlich, wenn unter diesen Umständen ein starkes Ohnmachtsgefühl unter Bäuerinnen und Bauern verbreitet ist? Wie insgesamt in der Bevölkerung.

Im Gegensatz zu „bäuerlich“ im Sinne von Tschajanov werden in der agrarindustriellen Produktion Erträge durch Intensivbewirtschaftung mittels Kunstdünger und Pestiziden gesteigert. Damit ein Ertragsgewinn erzielt werden kann. Dabei scheint es unwesentlich zu sein, ob der Boden von weiteren Generationen genutzt werden kann oder nicht. Die schädigenden Wirkungen dieser Art des Wirtschaftens auf Lebensräume für Tiere und Pflanzen wie auf das gesamte Ökosystem scheinen nicht berücksichtigt zu werden. So habe ich festgestellt, selbst Menschen, die einen Krautacker<sup>30</sup> zur Eigenversorgung bewirtschaften, sind sich der Wirkung von Herbiziden und Pestiziden nicht bewusst. Kräuter, die freiwillig wachsen, werden gespritzt und verwelkt in den Boden eingeackert. Auf diesen selbst vergifteten Böden werden Früchte für den Eigenverzehr angepflanzt. Ohne Bewusstsein darüber, dass Spuren der Herbizide und Pestizide dadurch in menschliche Zellen gelangen und dort gespeichert werden.